

Deutsche Welle

Grüne Gentechnik – Fluch oder Segen?

Teil 2: Uganda - „Biobauern gegen Biotechnologie“

Von Dirk Bathe

80 Prozent der Menschen in Uganda leben von dem, was die Erde hergibt: Sie sind Bauern. Meist bearbeiten sie die durchschnittlich zwei bis drei Hektar Land, der Boden ist fruchtbar und ernährt die Familien. Mehr aber auch nicht: Über die Selbstversorgung, die Subsistenz geht der Ertrag nicht hinaus. Im Westen des Landes sind deshalb Tausende Bauern auf Bio-Anbau umgestiegen: Um mehr und bessere Nahrungsmittel zu produzieren. Aber auch der Einsatz von Gentechnik ist ein Thema in Uganda - auch wenn es mit großer Zurückhaltung diskutiert wird erfuhrt.

Ein angenehm warmer Tag im Südosten Ugandas. Gelächter schallt über den grünen Hang am Fuß der Ruwenzori-Berge, vermischt dem Klang von grabenden Hacken und spielenden Kindern. Bauern bei der Arbeit.

Eine der 8 Frauen gräbt ein rundes Loch in den Boden, eine zweite trägt tiefschwarze Erde zu ihr und gemeinsam verteilen sie die fruchtbare Frucht auf dem Boden der künstlichen Senke. Dann kommt ein Mann hinzu, er vergräbt eine kleine Pflanze im Erdreich. Eine Passionsfrucht, die schon in wenigen Tagen Blätter austreiben wird. Chemikalien oder Kunstdünger werden nicht eingesetzt, auf gar keinen Fall, denn was hier passiert ist organic farming. Bio-Anbau - mitten in Afrika.

Im Westen Ugandas steigen tausende Kleinbauern auf Bioanbau um, oder besser in das Geschäft mit dem naturbelassenen Gemüse und Früchten ein. Pestizide und Herbizide, also Ungeziefer- und Unkrautvernichtungsmittel haben sich auch in der Vergangenheit kaum eingesetzt - vor allem, weil die Chemikalien schlicht zu teuer waren. Zum anderen, weil sie die Auswirkungen auf die Qualität des Bodens und der Nahrungsmittel gefürchtet haben. Außerdem bestand bislang kaum Notwendigkeit, die Produktivität der Landwirtschaft merklich zu erhöhen: Der Westen Ugandas war vergleichsweise nicht besonders dicht besiedelt. Was geerntet wurde, reichte aus, um die Menschen zu ernähren. Doch ein Teil der Ruwenzori-Berge wurde in den 90er Jahren zum Nationalpark erklärt. Seitdem dürfen die Bauern ihren Speisezettel nicht mehr mit gejagtem Wild oder gesammelten Pilzen ergänzen. Und so wuchs der Zwang, mehr aus den Feldern heraus zu holen. Mahere Bonifats erklärt, wie er den Boden auf biologischem weg verbessert:

"Manchmal benutzen wir Pflanzenreste und dann haben wir auch den Mist von unseren Tieren, von den Ziegen und den Hühnern. Manche benutzen auch Schweinekot. Diese Sachen mischen wir und erhalten so eine Art Bio-Chemikalie, die unseren Pflanzen beim Wachstum hilft und gleichzeitig den Befall mit Schädlingen verhindert."

Mahere Bonifats und seine Kollegen aus der Nachbarschaft sind nicht von allein auf die Idee gekommen, vorhandene Ressourcen für den Anbau ihrer Früchte zu nutzen. Auf den Weg gebracht haben ihn ugandische Nichtregierungs-Organisationen, die seit Beginn des Jahrtausends Projekte und Kampagnen für organic farming auf der Grassroot-Ebene, also bei Kleinbauern aufgelegt haben. Wie die AMA, die Agribusiness Management Associates. AMA ist im gesamten Westteil Ugandas präsent mit Vertretungen auf lokaler Ebene. Dort, wo auch die AMA-Vertreter zu Hause sind und die Bevölkerung kennen. Und damit auch den Zugang zu den Bauern haben. Oder genauer: zu den Bäuerinnen. Denn die entscheiden, was auf dem Feld passiert, und was nicht, erklärt Bazori Bahati der lokale AMA-Chef:

„Tatsächlich treten wir an die Familien heran. Und hier führt die Frau die Familie, dann erst kommen der Mann und die Kinder. Die Frauen sind auf den Feldern und der Mann unterstützt sie dabei nur gelegentlich, auch wenn wir versuchen, die Männer zu mehr Mitarbeit zu bewegen. Aber wenn du hier die Landwirtschaft verbessern willst, dann geht das nur über die Frauen und ich würde sagen, zu 86 Prozent arbeiten wir mit ihnen zusammen.“

Schon nach den ersten ein, zwei Ernten waren die Frauen und mit ihnen die Männer überzeugt: Wenn wir biologische Materialien einsetzen, dann werden unsere Matooke, unsere Kochbananen grüner und praller, dann kann unser Mais besser über die Trockenzeit kommen und die Vanille wächst schneller. Das ist die eine Seite. Die andere: Auch auf den lokalen Märkten kommen die Produkte besser an, lassen sich höhere Preise erzielen. Denn die Kunden bevorzugen Bio-Produkte, weil sie länger halten, auch ohne Kühlschrank, den hier sowieso kaum jemand hat. Joel Massereka ist einer der Ausbilder von AMA und hat die Kundenreaktion beobachtet:

"Ja, ja - das kümmert die schon, ob das biologische Nahrung ist. Dafür kriegt man bessere Preise als für chemisch behandelte Produkte. Das ist ja einer der Gründe, warum so viele ugandische Bauern auf organic farming umsteigen. Vor allem im Bereich Kakao und auch für Vanille, die von Biobauern nicht wie von anderen künstlich gekühlt werden muss, um nicht zu verrotten. Also: Höhere Preise sind auch ein Grund für Bio-Anbau."

Um die Lebenssituation der Bauern nachhaltig zu verbessern, hat AMA sie davon überzeugt, es auch mal mit anderen Produkten zu versuchen, als den traditionell üblichen. Manche versuchen jetzt, zusätzlich Kardamon anzubauen, ein Gewürz, das sie noch gar nicht kannten. Andere setzen auf neue Kartoffelsorten oder auf besser angepasste Passionsfrüchte.

Doch was geerntet wird soll auch verkauft werden und Marketing ist das Hauptproblem aller Bauern in diesem Teil des Landes. Die Hauptstadt Kampala mit ihrem Nachfragepotential ist weit entfernt, mit dem Lkw dauert es mindestens sechs Stunden, und kaum jemand kann sich überhaupt leisten, einen Laster zu mieten. Aber die größeren Orte in der Nähe könnten interessante Absatzmärkte sein. Wenn die lokalen Farmer wüssten, was dort nachgefragt wird. Um an solche Informationen zu kommen fehlt es aber an Kommunikationsmitteln: Kein Internetanschluss, keine Telefonleitung, kein Anschluss an das nationale Stromnetz. Deshalb befürchten viele Bauern und mit ihnen die Organisationen wie AMA, dass der aufblühende Handel mit Bio-Produkten nicht weiter entwickelt werden kann, die relative Armut also bestehen bleibt.

"Biotechnologie wird kommen, daran gibt es überhaupt keinen Zweifel. Sehr bald schon und wir sollten bereit sein damit um zu gehen."

Steven Were Omano ist der Direktor von IFPRI in Uganda und er ist sich sicher, das genetisch verändertes Saatgut ein nachhaltiger Weg zur Armutsbekämpfung sein kann. IFPRI, das International Food Policy Research Institute berät Regierungen bei der Einführung von neuen Techniken zur Produktion von Lebensmitteln. Es ist weltweit tätig, wird hauptsächlich von Regierungen und Privatunternehmen finanziert und steckt beim Thema GM Crops, den gentechnisch veränderten Pflanzen, in einer Zwickmühle. Einerseits sind da die nach Meinung der IFPRI-Wissenschaftler durchaus berechtigten Hoffnungen, mit Hilfe der Gentechnik deutlich größere Mengen an Nahrungsmitteln herzustellen. Andererseits sind die Nebeneffekte noch unerforscht und ebenso die wirtschaftlichen Auswirkungen. Letztlich aber haben die Forscher nur Ratschläge zu geben, die Entscheidungen treffen andere, so Steven Were Omano:

"Unsere Haltung ist: Wir müssen noch mehr darüber lernen. Das ist ein sehr komplexes Thema, wegen der Natur dieser Technologie. Wir kennen noch nicht alle möglichen Auswirkungen, die Forschungen in diesem Bereich sind noch nicht unternommen worden. Unsere Sicht ist, dass es ein hohes Potential hat, theoretisch, weil es offenbar unter bestimmten Vorraussetzungen viel leisten kann. Aber letztlich müssen die Völker und Regierungen selbst entscheiden, was für sie das Richtige ist."

Und auch, wenn IFPRI davon überzeugt ist, dass gentechnisch verändertes Saatgut eines Tages auf dem ugandischen Markt zu haben sein wird, warnt Steven NN vor überzogenen Hoffnungen. Die landwirtschaftliche Struktur Ugandas sei ganz anders als etwa in Südafrika, wo schon viel Erfahrung mit gentechnisch verändertem Saatgut gemacht worden sei. Dort gebe es große Farmen, deren Erntemengen den Anbau von biotechnologisch veränderten Feldfrüchten rein ökonomisch rechtfertigen. Die Farmer dort sind nicht darauf angewiesen, aus dem geernteten Material wieder Saatgut für die kommende Pflanzsaison herzustellen, für sie kann es sich durchaus rechnen, immer wieder aufs Neue bei den großen Gentechnik-Firmen wie Monsanto oder Bayer CropScience Nachschub zu ordern. In Uganda hat der durchschnittliche Bauer 2 bis 3 Hektar Land und baut darauf auch noch unterschiedliche Pflanzen an. Für diese Art Subsistenz sei der Preis des veränderten Saatguts viel zu hoch.

Ugandische Wissenschaftler forschen aber bereits, ob es sich zumindest in Teilbereichen doch lohnen könnte, gentechnisch veränderte Pflanzen anzubauen. An der Universität in Kampala und in Hochschulen der benachbarten Länder wie Tansania laufen erste Laborversuche. Noch haben die Versuche keinen Erfolg gebracht und von Freilandversuchen ist die Gruppe der Wissenschaftler um Projektleiterin Pamela Nahamja Aboti noch weit entfernt. Doch das Ziel der Experimente ist klar:

"Wir wollen zumindest Bananen gentechnisch so verändern, dass sie resistenter auf Schädlinge und Seuchen reagieren. Das ist für die führenden Produzenten von Kochbananen Uganda und Tansania sehr wichtig, um die Erntemengen zu erhöhen."

ENDE